

Vor 15 Jahren: Der Tod des jungen Dichters und eine ergreifende Aufführung

So erlebten wir damals Borcherts „Draußen vor der Tür“

Hamburg, 17. November

Vor 15 Jahren wurde Hamburg zum Schauplatz eines literarischen und szenischen Ereignisses ersten Ranges. Am 21. November 1947 fand in den Hamburger Kammerspielen die Uraufführung von Wolfgang Borcherts inzwischen weltberühmtem Heimkehrerstück „Draußen vor der Tür“ statt. Hans Quest spielte den Beckmann, Liebeneiner führte Regie, Gerhard Sanden (Dr. Günther Sawatzki), der diese Erinnerung für WELT am SONNTAG schrieb, war damals als Rezensent der WELT dabei.

Am 20. November 1947 war Wolfgang Borchert im Basler Clara-Spital an seiner Leberkrankheit gestorben. Am 21. November fand in Ida Ehres Hamburger Kammerspielen die Uraufführung seines Schauspiels „Draußen vor der Tür“ statt. Seine Personen traten ins Bühnenleben einen Tag, nachdem ihr Schöpfer ins Schattenreich hinuntergegangen war.

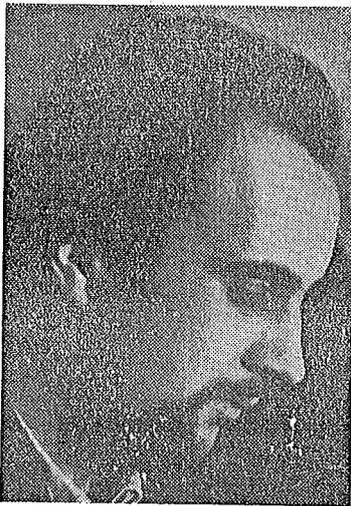
Es war unheimlich. Aber nach dem Brauche jener Hungerjahre wurde an jenem Abend nicht allzu gründlich über dieses Ende, das ein Anfang war, gesprochen. Man konnte sich, verhungert und verfroren, nicht alle Gefühle leisten, deren man fähig war. Die Menschen starben immer noch so wie im Kriege, sie fielen sozusagen nachträglich. Borchert hatte ja seinen Tod auch von Rußland mitgebracht.

Er sprach von Wolhynienfieber oder verschleppter Malaria, von der Hungerei in den Gefängnissen, in denen er wochenlang „wegen Wehrkraftzersetzung“ saß, weil er, mit Panzerkampf-Abzeichen und Ostmedaille geschmückt, eines Tages „auf der Stube 32 der Durchgangs-Lp. Div. 409 (Hindenburg-Kaserne)“ den Reichsminister Goebbels „zu parodieren versucht hatte“. Sein Verteidiger, der Hamburger Rechtsanwalt Hager, mit seiner Gattin seit Jahren immer um diesen unruhigen, genialen Jungen bemüht, hatte 1944 das Todesurteil abwenden können, indem er ausführte, Borchert habe als Berufsschauspieler, da in der Mannschaftsstube Witze erzählt wurden, sich nur dazu reizen lassen, „seine bessere Vortragskunst vorzuführen“, ohne sich etwas Politisches dabei zu denken.

In „Kreisen“ und „Zirkeln“ die sich nach 1945 in Hamburg bilde-

ten, bei den hartnäckigen Versuchen, irgendeine Genehmigung zu erlangen, um irgendwo einen Film aufzuführen, einen Vortragsabend, ein kleines Kabarett aufzumachen, hat Borchert sich beteiligt, soweit es seine schwere Krankheit zuließ.

Borchert war drei Tage nach der Hamburger Kapitulation aus fran-



Wolfgang Borchert

Fotos: Rosemarie Clausen

zösischer Gefangenschaft ins Elternhaus heimgekehrt. Er war federleicht und gelb im Gesicht, trug einen chinesenhaften, schmalen, schwarzen Schnurr- und Kinnbart und kämpfte mit den langen schwarzen Haaren, die immer wieder hinter seinen Ohren hervorkamen und die er immer wieder zurückstrich.

Wie alle, hungerte und fror er. Die Hamburger kannten ihn schon. Hugo Sieker hatte ihn seit

1940 als eine literarische Hoffnung mit Aufmerksamkeit und Ermunterung begleitet, und so wurde ihm auch zuteil, was heute eine Ehre ist: daß er in der „Hamburger Freien Presse“ Borcherts 1946 entstandene „Hundeblume“ abdrucken konnte. Davon sprach man. Er „war wer“.

Aber wer er eigentlich war, das begriff man erst, als er schon aus

Porträts, Handschriften und Veröffentlichungen Wolfgang Borcherts zeigt die Universitätsbibliothek am Dienstag, 17. Uhr, zum 15. Todestag des Dichters.

der Hamburger Öffentlichkeit verschwunden war. Er lag in Krankenhäusern und zu Hause. Seine Freunde setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um ihn aus dem Hungerland ohne Medikamente herauszuschaffen.

Himmel und Hölle ließen sich eher in Bewegung setzen als die Paragraphen, nach denen jeder Deutsche damals nicht aus Deutschland heraus durfte. Es gab manchen Besatzungsoffizier, der der Kulturverwaltung gern dabei geholfen hätte. Seine Freunde redeten manchmal von Lebertuberkulose, und für Tuberkulose war das Klima von Mallorca empfohlen. Man machte Versuche, sie scheiterten. Borchert, immer kränker, schrieb in einer Woche im Januar 1947 „Draußen vor der Tür“. Ernst Schnabel, damals NWDR-Chef-Dramaturg, machte ein Hörspiel daraus. Es wirkte wie ein Erdbeben, wie eine Stimme aus dem Grabe, in dem jeder sich noch halbwegs selber stecken fühlte.

Und dann gelang es endlich, mit wenig Geld, das seine Freunde aufgebracht hatten, mit unzähligen Gutachten zu einer Krankheit und seiner Bedeutung, Borchert über die Grenze zu bringen. Nur nach Basel, und seine Mutter durfte nicht mit hinüber. Er blieb allein, bis zum Schluß.

Gott war in Borcherts Stück ein hilfloser Greis, und der Tod ein feist rülpsendes, gemästetes Vieh. Borcherts halber Held, der brillierte Unteroffizier Beckmann, preßte den Sinn seines Daseins in

verzweifelte Fragen zusammen, die hoffnungslos in die Nacht des Nichts hinauszutaumeln schienen. „Dies Werk ist dem Tod aus dem Rachen gerissen“, schrieb damals die WELT, „die eigenwillige Sprachkraft und die Gewalt apokalyptischer Gesichte werden der Dichtung in Deutschland ihren Ruhm bewahren.“

Wir haben damals freilich nicht gewußt, daß Borcherts Schauspiel das einzige bleiben würde, in dem die junge Kriegsgeneration sich immer wieder ausgedrückt fand. Und wir ahnten nicht, daß Borcherts Drama buchstäblich allein auf weiter Flur bleiben würde, wie ein Baum auf kahlem Fels, vom Sturm zerrissen, zum Tode verurteilt, noch lebend, immer so etwas wie ein Marterholz, an dem einer gekreuzigt würde. Unvergänglich geblieben ist, wie Hans Quest, dem das Stück gewidmet war, den riesigen Schlußmonolog bei der Hamburger Uraufführung ins Bühnenleben riß, mit einer Intensität, die so ungeheuerlich schien wie die Tatsache, daß es dies Werk für die Bühne gab und daß sein Dichter doch schon zu atmen aufgehört hatte.

GERHARD SANDEN